

Jesus und die Welt der Zeichen

Vortrag

von Professor Dr. Gerhard Lohfink

beim Studientag am 28. April 1997
im Haus St. Ulrich, Augsburg

Jesus und die Welt der Zeichen

Gerhard Lohfink

Es lohnt sich, die „Welt“, die in den Gleichnissen Jesu errichtet wird, genauer zu betrachten. Ich tue es hier exemplarisch anhand eines der schönsten Gleichnisse Jesu, nämlich der Parabel von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1-16). Natürlich könnte ich dafür auch jedes andere Jesusgleichnis heranziehen. Ich werde in einem ersten Schritt die „Welt“ von Mt 20,1-16 zu beschreiben suchen und dann weiterfragen, was eigentlich vor sich geht, wenn Jesus eine derartige Parabel erzählt. Die Auslegung der Parabel wird uns schließlich wie von selbst zu den „prophetischen Zeichenhandlungen“ Jesu hinführen.

Eine Geschichte, die mit freudloser Arbeit anfängt

Die Parabel spielt offensichtlich in der Zeit der Weinlese. Die Trauben sind reif und müssen so schnell wie möglich geerntet werden. Andernfalls wäre es nicht zu erklären, daß der Gutsherr den ganzen Tag über nach Arbeitskräften sucht. Von der Freude freilich, mit der im alten Israel die Tage der Weinlese erfüllt waren, ist in dem Gleichnis nicht das Geringste zu spüren. Da ist nichts von dem Jauchzen, das über die Weinberge klang, nichts von den Segenswünschen, die Vorübergehende den Erntenden zuriefen. Das Gleichnis setzt eine graue und nüchterne Arbeitswelt voraus, in der Arbeit nur noch Mühsal ist.

Der Grund dürfte klar sein: Die Gleichnisse Jesu liefern ein erstaunlich genaues Bild der gesellschaftlichen Verhältnisse Palästinas im 1. Jahrhundert. Die Zeiten, in denen in Israel freie Bauern voll Fröhlichkeit in ihrem eigenen Weinberg ernten, sind vorbei. Die meisten haben ihr Land längst an Großgrundbesitzer verloren. Die Römer fordern so gewaltige Abgaben, daß jeder Betrieb einen hohen Mehrwert erwirtschaften muß, also gezwungen ist zu rationalisieren. Das bedeutet: Landwirtschaftliche Betriebe müssen groß sein und brauchen billige Arbeitskräfte: entweder Sklaven oder Lohnarbeiter. Bäuerliche Familienbetriebe sind nicht mehr existenzfähig.

So arbeitet die Mehrzahl der ehemaligen Bauern als Tagelöhner. Sie werden morgens auf dem Marktplatz angeworben und am Abend ausbezahlt. Gearbeitet wird vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Ein Landarbeiter verdient an einem solchen Tag gerade so viel, daß er seine Familie davon am nächsten Tag knapp er-

nähren kann, nämlich 1 Denar. Wird er am Morgen nicht unter Vertrag genommen, müssen seine Kinder am nächsten Tag hungern. Diese Verhältnisse spiegelt das Gleichnis wider: eine erbarmungslose und freudlose Welt.

Wir haben deshalb keinerlei Anlaß, auf die „Arbeiter der ersten Stunde“, die ein gerechtes Lohnsystem verlangen, herabzusehen. Sie haben von ihrem Standpunkt aus völlig recht. Wenn den Letzten, die nur eine Stunde in der Vorabendkühle gearbeitet haben, genauso viel ausgezahlt wird wie ihnen, die sich viele Stunden in glühender Hitze abgequält haben, so ist das nicht nur ungerecht, sondern auch unmenschlich. Ihre Arbeit ist damit entwürdigt.

Jede Gesellschaft, auch die schlimmste Sklavenhaltergesellschaft, lebt davon, daß wenigstens ein gewisses Maß an Gerechtigkeit gewahrt wird. Sonst bricht die Gesellschaft auseinander. Insofern haben die Arbeiter der ersten Stunde recht, daß sie protestieren. Und insofern ist die Gleichnishandlung zunächst einmal „unmöglich“. Erst wenn man sich das klargemacht hat, bekommt man Zugang zu dem wirklichen Sinn der Geschichte. In ihr stoßen nämlich zwei Welten aufeinander. Man könnte auch sagen: zwei verschiedene Formen von Gesellschaft.

Zwei Gesellschaftssysteme prallen aufeinander

Auf der einen Seite schildert das Gleichnis nüchtern und realistisch die alte Gesellschaft, die auch im Gottesvolk immer wieder die Oberhand gewinnt. In ihr steht jeder für sich allein. In ihr muß jeder um die eigene Existenz und um die Existenz seiner Familie kämpfen. In ihr gibt es den Neid, wenn einer mehr hat, die unablässige Auseinandersetzung zwischen denen, die „oben“ und denen, die „unten“ sind. Rivalität herrscht aber genauso – vielleicht sogar noch mehr – zwischen denen, die der gleichen sozialen Schicht angehören. Ihr Einander-Vergleichen führt zu ständigem Mißtrauen und fortwährenden Machtkämpfen. Damit sich diese Kämpfe wenigstens einigermaßen in Grenzen halten, gibt es das Recht, eine der wertvollsten Erfindungen der Menschheit. Es ist völlig richtig, daß die Arbeiter in dieser Gesellschaft um ihr Recht streiten. In einer Welt, die auf Mißtrauen und Rivalität gebaut ist, bleibt ihnen gar nichts anderes übrig.

Die Meisterschaft des Gleichnisses besteht nun gerade darin, daß es mit sparsamsten Mitteln zeigt, wie in diese Welt der alten Gesellschaft plötzlich die neue Welt Gottes einbricht. Die Geschichte geht ja anders aus, als die Hörer erwarten. Sie rechnen damit, daß die Letzten, die den ganzen Tag untätig waren, nur ein paar Pfennige bekommen. Daß sie genauso viel erhalten wie die Ersten, muß auf die Hörer Jesu wie ein Schock gewirkt haben. Der Boden wird ihnen geradezu unter den Füßen weggezogen. Alle bisherigen Maßstäbe werden ihnen genommen. Aber sie

fallen, wenn sie sich dem Gleichnis öffnen, nicht ins Bodenlose, sondern ihre Füße stehen dann auf dem Boden der Basileia, der neuen Gesellschaft Gottes. In der Gottesherrschaft gelten andere Gesetze. Zwar wird auch hier vom Morgen bis zum Abend gearbeitet. Die Welt Gottes ist kein Schlaraffenland. Aber die Arbeit hat nun ihre Würde, und es braucht niemand mehr in Sorge und Angst am Abend nach Hause zu gehen. Keiner ist mehr allein. Vor allem aber: Es ist möglich, ohne Rivalität zu leben. Und zwar deshalb, weil es nun etwas gibt, das größer ist und weiter reicht als alle eigenen Wünsche: die Arbeit für die Sache Gottes. Gerade die gemeinsame Sache, die alle wollen, schafft eine tiefe Solidarität, die es möglich macht, daß man mitleidet am Leid der anderen und sich mitfreut an der Freude der anderen.

Im Gleichnis hat sich diese neue Gesellschaft allerdings noch nicht ausgebreitet. Sichtbar ist sie vorläufig nur in dem Arbeitgeber, der – gegen alle Erfahrungen der alten Gesellschaft – „gut“ ist (Mt 20,15). Im griechischen Text steht für „gut“ *agathos*. Meist wird dieses Wort an unserer Stelle mit „gütig“ übersetzt.

Bist du neidisch, weil ich (zu anderen) gütig bin?

läßt die Einheitsübersetzung den Gutsherrn zu einem aufgebrachtten Arbeiter sprechen. Der griechische Text sagt aber, wenn man wörtlich übersetzt: „Ist dein Auge böse, weil ich gut bin?“ Das ist nicht ganz dasselbe. Denn *agathos* heißt in seiner Grundbedeutung „gut“ im Sinne von „brauchbar“, „tauglich“, „trefflich“, „sachgerecht“. Indem der Gutsherr den Letzten genauso viel gibt wie den Ersten, handelt er sachgerecht, vernünftig und deshalb gut. „Vernünftig“ freilich nicht nach den Maßstäben einer Gesellschaft, die von Verteilungskämpfen bestimmt ist, sondern vernünftig nach den Maßstäben des Gottesreiches. Jesus hat als erster die Vernunft des Reiches Gottes ganz begriffen. Deshalb war er in den Augen Gottes der taugliche, der treffliche Mensch.

Noch einmal: Im Augenblick, da Jesus das Gleichnis erzählt, hat sich das Neue noch nicht ausgebreitet. Es ist vorläufig allein sichtbar in ihm selbst, dem Tauglichsten für die Gottesherrschaft. Erst nach seinem Tod wird das umstürzend Neue über ihn hinaus in den Gemeinden, die ihm nachfolgen, Gestalt gewinnen. Dort wird sich dann immer von neuem ereignen, was in der Geschichte von den Arbeitern im Weinberg erzählt wird: Die alte Welt steht auf dem Kopf. Die Letzten erhalten genauso viel wie die Ersten. Sie haben – obwohl sie gerade erst gekommen sind – Anteil an dem neuen Miteinander, dessen größter Reichtum Vertrauen und Solidarität sind.

Mit all dem ist wohl klar geworden: Man verfehlt das Gleichnis, wenn man als sein Thema einfach nur die überfließende Güte Gottes bezeichnet. Selbstverständlich

spricht es letztlich von der grenzenlosen und ungeschuldeten Güte Gottes. Ist doch nach biblischer Theologie niemand gut „außer Gott, dem Einen“ (vgl. Mk 10,18; Mt 19,17). Aber wenn das Gleichnis nur davon spräche, bliebe es völlig unverbindlich. Von der Güte Gottes redet heute jeder Gottgläubige. Solche Rede kostet nichts und ändert nichts. Wenn Jesus nur vom gütigen Gott geredet hätte, wäre er nicht ans Kreuz gebracht worden. Das Murren der Arbeiter der ersten Stunde spiegelt das Murren jener Zeitgenossen Jesu wider, die empört sind über das Neue, das er mit seinen Jüngern beginnt: ein gemeinsames Leben, das aus der ständigen Vergebung erwächst und in dem deshalb auch Sünder Platz haben. Man hat Jesus ja mehrfach vorgeworfen, er halte mit Zöllnern und Sündern Tischgemeinschaft.

Die Gottesherrschaft beginnt heute

Es geht in der Parabel also nicht um eine abstrakte Eigenschaft Gottes. Jesus redet von der grenzenlosen Güte Gottes allein unter dem Gesichtspunkt, daß diese Güte jetzt, seit seinem Auftreten, Realität wird, und zwar in der Form neuer Gesellschaft, die um ihn und durch ihn zu wachsen beginnt. Das Gleichnis redet davon, wie diese neue Realität in die Müdigkeit und Hoffnungslosigkeit des Gottesvolkes einbricht. Es ist ein ungeheurerlicher Vorgang. Er kehrt das Unterste zu oberst, er weckt tiefe Ängste, er löst Empörung aus. Aber er läßt auch Hoffnung aufblühen und schenkt unzerstörbare Freude.

Jesus schildert also in der Parabel von den Arbeitern im Weinberg, was *in dieser Stunde* geschieht: das Kommen der Gottesherrschaft. Er deutet, was sich vor den Augen seiner Zuhörer bereits abspielt – noch verborgen in seiner Wucht und doch schon sichtbar. Das Gleichnis liefert keine zeitlose Lehre. Es enthüllt Dinge, die *jetzt* geschehen. Und indem es sie enthüllt, setzt es sie frei. Eine neue Möglichkeit zu leben wird denkbar. Die Hörer können sich auf die Sache der Parabel einlassen. Sie können sich in die Geschichte, die sie schildert, hineinbegeben und sich durch das Wort Jesu einen neuen Boden geben lassen. Das Wort Jesu ist tätiges Wort. Es setzt Realität.

Damit sind wir bei einem Phänomen, das für Jesus schlichtweg entscheidend ist. Sieht man es nicht, hat man die Grundstruktur seines öffentlichen Lebens noch nicht begriffen. Jesus macht nicht nur Worte, sondern sein Wort wirkt, es eröffnet Wirklichkeit, und deshalb ist seine Verkündigung durchgesetzt und begleitet von wirkmächtigem Handeln:

Nachdem er in der Wüste erprobt worden ist, geht er nach Galiläa. Er beruft Männer und Frauen in seine Nachfolge. Er erwählt aus ihnen die Zwölf. Er schickt die Zwölf in alle Gegenden Israels. Er stiftet „neue Familie“. Er treibt Dämonen aus.

Er heilt Kranke. Er heilt sie nicht nur irgendwie, sondern er berührt sie. Er nimmt sie bei der Hand. Er legt ihnen die Hände auf. Er steckt die Finger in die Ohren der Tauben. Er macht aus Erde und Speichel einen Teig und streicht ihn in die Augen der Blinden. Er stellt ein Kind in die Mitte seiner Jünger. Er segnet die Kinder. Er ißt und trinkt mit Zöllnern und Sündern. Er speist die Hungrigen. Er zieht auf einem Esel in Jerusalem ein. Er verflucht den Feigenbaum. Er treibt die Viehhändler mit einer Geißel aus dem Tempel und stößt die Tische der Geldwechsler um. Er wäscht seinen Jüngern die Füße. Er reicht ihnen bei seinem letzten Mahl Brot und Wein und deutet beides auf seinen Tod.

All das ist nicht nur äußeres Geschehen oder bloßes Vorkommnis. Es ist bewußt gesetztes Handeln, und jede dieser Handlungen hat eine sinnstiftende Dimension, die neue Wirklichkeit konstituiert. Man hat deshalb mit Recht von „Zeichenhandlungen“ Jesu gesprochen.

Jesus nimmt den Leib ernst

Diese Zeichenhandlungen reichen tief hinein in die Leiblichkeit des Menschen und nehmen sie ernst. Der Mensch ist Staub und Erde, und deshalb kann Jesus einen Teig aus Erde machen und einem Blinden in die Augen streichen. Der Vorgang ist mehr als nur ein Naturheilverfahren, und mit magischen Praktiken hat er nicht das Geringste zu tun. Er macht deutlich, daß Heilung und Befreiung nichts rein Geistiges oder bloß Innerliches sind. Die Erde kommt dem Menschen zu Hilfe, und der Leib soll genauso erlöst werden wie die Seele.

Jesus nimmt den Leib und seine Not ernst. Von ihm hätte niemand sagen können, was die Antike von dem heidnischen Philosophen Plotin und was Athanasius von dem christlichen Einsiedler Antonius erzählte: Plotin „lebte wie jemand, der sich schämt, in einen menschlichen Körper hineingeboren zu sein“, und Antonius „glaubte erröten zu müssen“, wenn er im Beisein von anderen Nahrung zu sich nahm.

Gerade an den Heilungstaten Jesu wird das Inkarnatorische seines Wirkens sichtbar: Das Heil Gottes muß in der Welt ankommen und alle Bereiche der Wirklichkeit durchdringen. Es geht nicht nur um Gesinnung. Es geht genauso um die Materie. Nichts darf ausgespart werden. Erlösung meint die ganze Schöpfung. Die Offenbarungsgeschichte ist nicht fortschreitende Entweltlichung gewesen, sondern immer umfassendere Inkarnation, immer tiefere Durchdringung der Welt mit dem Geist Gottes. Gott ist uns in wohlthuender Weise auf den Leib gerückt. Einer der Zeugen Jesu wird später formulieren:

Was wir gehört haben, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände zu tasten bekamen, das verkünden wir: das Wort des Lebens. (1 Joh 1,1)

Dieser Anfang des 1. Johannesbriefes sagt in meisterhafter Form: Jesus ist kein Phantom, keine Ausgeburt der Phantasie, und auch kein reiner Geist, dessen Leiblichkeit nur Hülle wäre. Die Materie des Glaubens ist sinnlich. Es geht um handgreifliche, den ganzen Menschen betreffende, gegenständliche Realität. Nur im Fleisch wird das „Wort des Lebens“ faßbar.

Jesus nimmt die Sprache ernst

Auf das Wort allerdings kommt es an. Bei Jesus ist die leibhafte Gebärde stets vom Wort begleitet. Denn der Mensch ist erst durch die Sprache und durch die freie Vernunft, die seine Sprache durchfließt, zum Menschen geworden. Der Geist ist es, der den Lehm behaucht, und nur das aus dem Geist geborene Wort nimmt den Dingen ihre Unbestimmtheit und Mehrdeutigkeit. So sind alle Zeichenhandlungen Jesu von wirkmächtigen Worten getragen:

Ich will: Werde rein! (Mk 1,41)

Deine Sünden sind dir vergeben. (Mk 2,5)

Steh auf, nimm dein Bett und geh nach Hause! (Mk 2,11)

Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. (Mk 2,17)

Dein Glaube hat dich gerettet. (Mk 5,34)

Mädchen, ich sage dir, steh auf! (Mk 5,41)

Effata, öffne dich! (Mk 7,34)

Du stummer und tauber Geist, ich befehle dir:
Verlaß ihn und kehr nicht mehr in ihn zurück! (Mk 9,25)

Lazarus, komm heraus! (Joh 11,43)

Das ist mein Leib. (Mk 14,22)

Zeichen und Wort bilden hier jeweils eine vollkommene Einheit. Mehr noch: Jesus spricht gebietend und in einer Sicherheit, die er nur haben kann, weil er zutiefst weiß, daß in ihm Gott selbst endgültig handelt. Das wird besonders deutlich, wenn Jesus Sünden vergibt. Seine Gegner sagen ja zu Recht: „Wer kann Sünden vergeben außer dem einen Gott“ (Mk 2,7). Indem Jesus es trotzdem tut, beansprucht er, an Gottes Stelle zu stehen.

Zu beachten ist aber auch, daß die Taten Jesu an den Kranken und Besessenen, an den Ausgestoßenen und sozial Isolierten nicht im luftleeren Raum geschehen. Sie geschehen an Israel. Sie dienen der Wiederherstellung des Gottesvolkes. Sie wollen deutlich machen, daß die Erfüllung der prophetischen Verheißungen begonnen hat. In der Heilszeit, die das Jesaja-Buch verkündet, wird Gott sein Volk heilen und führen (57,18), er wird seine Wunden verbinden (30,26), und kein Mensch wird in jenen Tagen in Israel mehr sagen: „Ich bin krank“ (33,24). Die Zeichenhandlungen Jesu sind also eschatologische Zeichen, Zeichen der Endzeit, in der sich die Verheißungen erfüllen.

Was hat das alles mit den Sakramenten der Kirche zu tun?

Nimmt man das Gesagte zusammen – die Einheit von Zeichen und Wort im Auftreten Jesu, sein vollmächtiges Handeln, sein Handeln am Gottesvolk und die endzeitliche Struktur dieses Handelns –, so kommt man nicht daran vorbei, von „sakramentaler Struktur“ zu sprechen. Denn Sakramente leben von der Einheit zwischen Zeichen und Wort. Mehr noch: Sie sind eschatologische Zeichen. Mit ihnen beginnt bereits neue Schöpfung. Paulus formuliert, auf die Taufe anspielend:

Wer also in Christus ist, ist eine neue Schöpfung.

Das Alte ist vergangen. Siehe: Neues ist geworden. (2 Kor 5,17)

Sakramente verlangen zwar den Glauben des Empfängers. Aber nicht der Glaube des Empfängers schafft das Heil, sondern es wird dem Glaubenden im voraus geschenkt. Er wird eingegliedert in die neue Schöpfung, die mit Jesus in Israel begonnen hat. Selbstverständlich setzen die kirchlichen Sakramente den Tod und die Auferstehung Jesu voraus. Insofern kann für den irdischen Jesus nur von einer „sakramentalen Grundstruktur“ gesprochen werden. Aber von ihr muß man sprechen, wenn man sein Heil schaffendes, endzeitlich-schöpferisches Handeln an Israel sachgerecht beschreiben will. Jesus stiftet schon vor seinem Tod in Israel neue Wirklichkeit. Er bereitet den Boden für das, was als „Kirche“ mitten in Israel entstehen wird: er sammelt Israel zum endzeitlichen Gottesvolk.

Nun gibt es gegen das Gesagte zwei Einwände, die seit langem erhoben werden. Der erste Einwand hält entgegen, Jesus habe vor allem durch sein Wort gewirkt. Er habe in seiner Predigt nichts anders gewollt, als das Volk hinzuweisen auf den bevorstehenden Anbruch der Gottesherrschaft. Auch seine Zeichenhandlungen, die man nicht leugnen könne, seien nur *Hinweise* auf das Kommende. Die Sammlung des Gottesvolkes aber und die Schaffung der endzeitlichen Heilsgemeinde habe er ganz und gar Gott überlassen. Er habe sie als alleinige und ausschließliche Tat Gottes für die nahe Zukunft erwartet.

Dieser Einwand übersieht in einer fundamentalen Weise, was „Handeln Gottes“ heißt. Gott will in der Welt immer nur durch seine Geschöpfe handeln. Wo wir sagen, Gott habe in der Geschichte „gehandelt“, hat er Menschen gefunden, die sich ihm zur Verfügung gestellt haben, die ihren eigenen Plänen und Lebensentwürfen gestorben sind und sich allein dem Plan und dem Willen Gottes anvertraut haben. Sie lassen Gott ganz handeln, und doch wollte Gott ohne sie in der Welt nicht das Geringste tun. Das Urbild für dieses Gott-ganz-handeln-Lassen ist Jesus selbst. Aber in ihm ist es auch den Glaubenden möglich.

Gott zuzuschreiben, er würde ohne Menschen sein Reich und sein endzeitliches Volk schaffen, heißt in letzter Konsequenz, daß er ein göttliches Spektakel inszenieren müßte, das von außen her in die Welt einbricht, die Schöpfung in ihrem Eigenstand pervertiert, den Menschen zur bloßen Marionette macht und alle Freiheit zerstört. Es gibt zwar in der Bibel viele apokalyptische Bilder, die eine solche Konzeption scheinbar nahelegen. Aber das sind Bilder, die von ihrem theologischen Zusammenhang her gedeutet werden müssen. Sieht man genauer hin, so steht die biblische Theologie einer solchen Vorstellung von der Ausschaltung des Menschen aufs schärfste entgegen. Der Theologie des Johannesevangeliums zufolge tut Gott sein Werk, aber er tut es ganz durch den Sohn, und die Glaubenden treten ein in das Werk Jesu und werden in der Kraft seines Geistes sogar noch größere Werke tun.

Es muß gerade in diesem Zusammenhang zu denken geben, daß Jesus immer nur einzelne Menschen heilt. Er hat nicht alle Kranken Israels gesund gemacht und er konnte es auch gar nicht. In Nazaret kann er keine oder fast keine Wunder tun, weil er dort keinen Glauben findet (Mk 6,5 f). Auch das zeigt noch einmal: Der Einbruch der Gottesherrschaft ist kein Spektakel. Gottes Handeln ist gebunden an den Glauben konkreter Menschen. Die Gottesherrschaft braucht Glaubende, die sich ihr in Freiheit öffnen können.

Hält Jesus Institutionen für überflüssig?

Ein zweiter Einwand setzt genauso oberflächlich an. Er sagt, Jesus habe dem Kreis derer, die ihm nachfolgten, keine Organisation, keine Verfassung und keinerlei gesellschaftliche Struktur gegeben. Und eben daran könne man sehen, daß er an der Sammlung Israels beziehungsweise der Schaffung einer endzeitlichen Heilsgemeinde überhaupt nicht interessiert gewesen sei. Er habe allein das Reich Gottes gepredigt – und gekommen sei seltsamerweise die Kirche. Reich Gottes wird bei diesem Einwand offenbar als etwas Freischwebendes und Wolkiges verstanden, geradezu als Gegenwelt gegen alles Gesellschaftliche und Institutionelle.

Sehen wir davon ab, daß Alfred Loisy mit seinem oft zitierten Satz „Jesus verkündete das Reich, und es kam die Kirche“ etwas ganz anderes gemeint hatte – er meinte den Satz positiv und wandte sich mit ihm gegen den religiösen Individualismus Adolf von Harnacks. Es ging ihm gerade um die Kontinuität zwischen der Verkündigung Jesu und der Kirche. Das Unseriöse des zweiten Einwands besteht darin, daß er von einer schwärmerischen und völlig irrationalen Verdächtigung des Institutionellen lebt. Institutionen sind aber nicht von vornherein böse, genauso wenig wie das Charismatische von vornherein und in sich gut ist. Es gibt keine Gesellschaft, keine Gemeinschaft, nicht einmal eine Bewegung, die ohne Institutionen auskommt. Die Behauptung, daß Jesus denen, die ihm nachfolgten, keine Verfassung und keine gesellschaftliche Struktur gegeben habe, vernebelt die Tatsachen.

Denn Jesus war Jude. Er lebte von Anfang an in der lebendigen Gemeinschaft Israels. Und auch seine Jünger waren, genau wie er selbst, ein Teil Israels und ganz auf Israel ausgerichtet. Israel aber besaß als Gemeinde um die Tora längst eine umfassende Gesellschaftsordnung. Jesus mußte also nicht von vorne anfangen. Er konnte viele Regeln und Normen, Riten und Traditionen einfach voraussetzen. Man braucht ja nur an die Wallfahrt Israels zu den Hochfesten in Jerusalem zu denken. Jesus hat an diesen Wallfahrten zusammen mit seinen Jüngern in größter Selbstverständlichkeit teilgenommen.

Andererseits wird die Gesellschaftsordnung Israels durch Jesus unter neue eschatologische Vorzeichen gestellt, die durchaus gesellschaftliche Veränderungen nach sich ziehen. Hier muß nun unbedingt über Mk 3,20-35 gesprochen werden. Man könnte diesen Textkomplex mit der Überschrift „Die Stiftung neuer Familie“ versehen.

Jesus stiftet „neue Familie“

Der Textkomplex schließt sich bei Markus unmittelbar an den Bericht von der Stiftung der Zwölf an. Die dreiteilige Erzählung will zunächst einmal vor Augen führen, welche Feindschaft Jesus entgegenschlägt, als er beginnt, Israel von einer neuen Mitte her zu sammeln. Der Widerstand kommt von zwei Seiten: Zum einen von den Angehörigen Jesu selbst, die ihn kurzweg für „verrückt“ erklären. Zum anderen kommt er von den Jerusalemer Autoritäten, die Theologen zur Beobachtung Jesu nach Galiläa geschickt haben. Diese verteufeln Jesus, indem sie behaupten, er sei von einem bösen Geist besessen und wirke seine Wunder mithilfe des obersten aller bösen Geister. Jesus warnt die Theologen mit dem Wort von der Sünde gegen den heiligen Geist. Von seinen Verwandten aber, die gekommen sind, um ihn in häuslichen Gewahrsam zu nehmen, sagt er sich mit der schroffen Frage los:

Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder? (Mk 3,33)

Die Erzählung will jedoch mehr, als nur den Widerstand gegen Jesus vor Augen führen. Sie erreicht ihr Ziel erst, als Jesus „neue Familie“ konstituiert, die Familie derer, die den Willen Gottes tun:

Und er blickte auf die Menschen, die im Kreis um ihn herumsaßen, und sagte: „Das hier ist meine Mutter, und das hier sind meine Brüder! Wer den Willen Gottes tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.“ (Mk 3,34 f)

Die Formel „den Willen Gottes tun“ meint in Israel an sich die Befolgung der Tora. Aber das kann in dieser Situation nicht gemeint sein, denn an die Tora haben sich die Verwandten Jesu mit Sicherheit gehalten. Der gebräuchlichen Formel ist ein neuer Sinn zugewachsen. „Den Willen Gottes tun“ kann hier nur bedeuten, von Jesus zu lernen, was der lebendige Wille Gottes für das „Heute“ ist, das für Israel durch das Auftreten Jesu anbricht, und dann dieses „Heute“ gehorsam zu beantworten. Jeder der das tut, wird zu Jesu Bruder, Schwester und Mutter, gehört also der neuen Familie Jesu an.

Genauso wichtig wie das richtige Verständnis dessen, was an dieser Stelle mit dem „Willen Gottes“ gemeint sein muß, ist das Ernstnehmen der sprachlichen Form. Jesus formuliert hier nicht nur hochrhetorisch, sondern geradezu juristisch. Indem er auf die Menschen blickt, die um ihn herum sitzen, sagt er unter Verwendung einer deklaratorischen Formel, die in Israel auch bei der Eheschließung (und entsprechend bei der Ehescheidung) gebräuchlich war:

Das hier ist meine Mutter, und das hier sind meine Brüder!

Das Ganze ist zwar eher Zeichenhandlung als ein formal-juristischer Akt. Nur: In der damaligen Welt ist beides viel weniger zu trennen als bei uns. Wir müssen uns davor hüten, biblische Zeichenhandlungen lediglich als Veranschaulichungen oder demonstrative Absichtserklärungen zu verstehen. Eine prophetische Zeichenhandlung will mehr als nur erklären oder illustrieren. Der Zeichenhandlung wohnt Schöpferisches inne; sie setzt neue Realität, und damit hat sie juristische Dimension.

Jesu Lossagung von seinen Verwandten ist also kein bloßer Zwischenfall und sein Wort über diejenigen, die jetzt dem Willen Gottes folgen, keine bloße Rhetorik. Jeder, der weiß, was im Orient Clan und Familie bedeuten, kann in Jesu Distanzierung von der eigenen Familie nur einen in die gesellschaftlichen Verhältnisse tief einschneidenden Vorgang sehen, der alles andere als harmlos ist. Genauso umwälzend ist das Verhalten derer, die Jesus nachfolgen. Auch die Jünger Jesu verlassen ihre Familien. Sie geben ihren bisherigen Beruf auf (Mk 1,16-20), Sie

ziehen mit Jesus in einem unstillen Wanderleben durch Galiläa (Mk 1,39). Sie leben von der Hand in den Mund, so daß sie Gott bitten müssen: „Gib uns heute unser tägliches Brot“ (Mt 6,11). Herrschaft über den anderen nach Art der alten Gesellschaft darf es bei ihnen nicht mehr geben. Wer groß sein will, muß der Diener aller sein (Mk 10,42-44). Und weil das dem Menschen unmöglich ist, sollen die Jünger einander siebenundsiebzigmal am Tag verzeihen (Mt 18,22). Bis in die Kleinigkeiten des Alltags hinein sollen sie als neue Familie leben.

All das sind nicht lediglich Schönheitskorrekturen an den Verhaltensmustern der alten Gesellschaft. Was Jesus mit seinen Jüngern beginnt, ist ein „neues“ Verhalten, das bis in die letzte Tiefe reicht, aus der sich Gesellschaft entwirft. Dieses neue Verhalten soll die Tora „erfüllen“, das heißt, es soll zu Tage bringen, was die Sozialordnung Israels schon immer gemeint hat (Mt 5,17-20). So wie die Tora nicht von isolierten Einzelnen gelebt werden kann, sondern die Gemeinschaft Israels voraussetzt, so setzt auch das neue Verhalten, von dem Jesus spricht, die Sozialstruktur des Jüngerkreises voraus, nämlich die „neue Familie“. Wer behauptet, das alles habe nichts mit „Form“ und gesellschaftlicher Struktur zu tun, muß schon sehr voreingenommen sein.

Markus jedenfalls hat es anders gesehen. Er schließt an die Stiftung neuer Familie sofort drei Wachstumsgleichnisse an, die zeigen sollen, wie die Gottesherrschaft trotz des Widerstands ihrer Feinde aus kleinsten Anfängen unaufhaltsam heranwächst. Der konkrete Ort, an dem dieses Wachsen der Basileia zunächst faßbar wird, ist die neue Familie der Jünger Jesu, denn diesen „ist das Geheimnis der Gottesherrschaft anvertraut“ (4,10 f).

Schon von daher ist klar: Markus betrachtet die Stiftung der neuen Familie als fundamental für die Verkündigung Jesu und für dessen Sammlung des Gottesvolkes. Seine Textanordnung zeigt: Jetzt wird in Israel Neues ausgesät. Es wird trotz aller Widerstände dreißig-, sechzig- und hundertfache Frucht bringen. Aus dem kleinen Senfkorn des Jüngerkreises wird die große Staude werden, die den Vielen Schatten gibt.

Dieses Neue in Israel – das von Gott geschenkte Wunder des endzeitlichen Neuanfangs – erwächst nicht aus den natürlich vorgegebenen Strukturen: nicht aus der Vererbung, nicht aus der Begabung, dem guten Willen, dem Blut, der Familie, dem Clan. Es ist Unterbrechung alter Abläufe. Es ist neue Aussaat, neue Schöpfung und damit auch neue Form:

Niemand näht auf ein altes Kleid einen neuen Stoff. Denn sonst reißt das neue Stück von dem alten Kleid ab, und der Riß wird noch schlimmer. Auch füllt niemand neuen Wein in alte Schläuche. Sonst zerreißt der Wein die Schläuche, der Wein ist verloren, und die Schläuche sind unbrauchbar. Nein, neuer Wein gehört in neue Schläuche! (Mk 2,21 f)

Zu dieser neuen Form, die Jesus dem Markusevangelium zufolge mitten in Israel begründet, gehört auch die Schaffung der Zwölf. Hier liegt, noch klarer als bei der sich anschließenden Stiftung neuer Familie, institutionelles Handeln vor.

Jesus stiftet den Zwölferkreis

Als Jesus die Zwölf einsetzt, gibt es bereits eine größere Zahl von Jüngern – jedenfalls nach der Darstellung des Markus, der im Zusammenhang der Berufung des Levi und des Mahls mit den Zöllnern feststellt: „Es folgten ihm schon viele nach“ (2,15). Aus dieser größeren Jüngerzahl wählt Jesus die Zwölf aus. Die Szene mit ihrer demonstrativen Geste spielt auf einem Berg und wird so noch eindrücklicher. Markus schreibt:

Und er stieg auf den Berg und rief zu sich, die er selbst wollte. Und sie gingen zu ihm hin. Und er schuf Zwölf, daß sie mit ihm seien und daß er sie aussende zum Verkünden und Vollmacht zu haben, die Dämonen auszutreiben. Und er schuf die Zwölf: Simon, dem er den Namen Petrus gab, Jakobus, den Sohn des Zebedäus, Johannes, den Bruder des Jakobus – ihnen gab er den Beinamen Boanerges, das heißt Donnersöhne –, Andreas, Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Thomas, Jakobus, den Sohn des Alphäus, Thaddäus, Simon Kananäus und Judas Iskariot, der ihn dann verraten hat. (Mk 3,13-19)

Sowohl die sorgfältig tradierte Liste der Zwölf mit Simon Petrus an erster Stelle als auch das Verb *epoiēsen* (= „er schuf“ oder „er setzte ein“) zeigen, daß es hier nun wirklich um eine Institution geht. Eine vergleichbar vollständige Namensliste gibt es sonst in der Urkirche nur noch für das Amt der „Sieben“ in Apg 6,5. „Schaffen“ (*poiein*) kann im Alten Testament die Einsetzung von Amtsträgern, zum Beispiel von Richtern oder Priestern bezeichnen, und ein solch öffentlich-offizieller Vorgang ist auch hier gemeint.

Es schwingt aber noch mehr mit. Jeder, der mit der Bibel vertraut ist, hört im Hintergrund die feste Formel vom „Schaffen Gottes“ aus dem Schöpfungsbericht von Gen 1,1 – 2,4. Genauso klingt Deuterocesaja an, der mehrfach sagt, daß Gott sein Volk „geschaffen hat“ und Neues für sein Volk „schaffen wird“. Mit der Einsetzung der Zwölf durch Jesus beginnt sich die Verheißung aus dem Jesaja-Buch endgültig zu erfüllen. Die Neuschöpfung Israels geschieht jetzt. Die Zwölf sind der Anfang und die Wachstumsmitte des endzeitlichen Gottesvolkes. – Die Zeichenhandlung Jesu umfaßt aber nicht nur das eindrückliche Geschehen auf dem Berg. Der Bericht fährt fort:

Und er schuf Zwölf,
daß sie mit ihm seien
und daß er sie aussende
zum Verkünden
und Vollmacht zu haben,
die Dämonen auszutreiben.

Dem heutigen Leser fällt natürlich auf, daß Markus mit keinem Wort sagt, die Zwölfzahl der von Jesus ausgewählten Jünger hänge mit der Zwölfzahl der Stämme Israels zusammen. Das war für Judenchristen, aber auch für die heidenchristlichen Hörer des Evangeliums so selbstverständlich, daß es nicht eigens angemerkt werden mußte. Ebenso war selbstverständlich: Zur Stunde existieren längst nicht mehr alle zwölf Stämme. Wenn Jesus trotzdem einen Zwölferkreis konstituiert, kann das nur heißen: Es geht um die endzeitliche Wiederherstellung Israels in seiner ganzen von Gott gewollten Fülle und Vollständigkeit. Wie gesagt: All das verstanden die Hörer und Leser sofort. Es brauchte nicht eigens kommentiert zu werden.

Markus kommentiert etwas anderes: Jesus schuf die Zwölf, „daß sie mit ihm seien.“ Damit wird klargestellt: Die Zeichenhandlung beschränkt sich nicht auf die Szene auf dem Berg. Sie geht weiter. Wohin Jesus auch kommt – die Zwölf sollen mit ihm leben und immer um ihn sein, so daß sie den Neuanfang des Zwölfstämmevolkes unablässig sichtbar machen und ihn allen in Israel vor Augen führen. Sie sind also bleibendes Zeichen, ständig wahrnehmbare *figura* für das, worum es Jesus geht: die Sammlung des Gottesvolkes, seine Wiederherstellung, seine Erneuerung, die Schaffung seiner Einheit, seine endzeitliche Neuschöpfung.

Der Kommentar geht aber noch weiter. Er sagt als Zweites: Jesus schuf die Zwölf, „daß er sie sende zum Verkünden und mit der Vollmacht, die Dämonen auszutreiben“. Markus meint damit zunächst einmal die Aussendung der Zwölf, die in 6,6-13 erzählt wird. Die zwölf Jünger gehen paarweise in alle Gegenden Israels, verkünden, wie Jesus verkündet, und treiben Dämonen aus, wie Jesus Dämonen austreibt. Sie tun alles, was er tut. Matthäus und Lukas stellen diese strenge Parallelität zwischen dem Tun Jesu und dem Tun seiner Jünger sogar noch stärker heraus als Markus.

Dafür hat Markus etwas, das bei Matthäus ganz fehlt und bei Lukas viel weniger klar in Erscheinung tritt: Bei Markus sind die Zwölf längere Zeit unterwegs. Ihr Unterwegssein wird erzähltechnisch dadurch hervorgehoben, daß Markus zwischen ihre Aussendung und ihre Rückkehr einen ganz anderen Stoff einschiebt, nämlich die Ermordung Johannes des Täufers durch Herodes Antipas (6,14-29). Auf diese Weise erreicht Markus, daß er in der Zwischenzeit nicht von einem Wirken Jesu ohne seine Jünger zu erzählen braucht. Und genau das ist mehr als bloße Erzähl-

technik. Es ist Theologie. Markus will sagen: Jesus handelt nicht mehr ohne die Zwölf. Erst *mit ihnen zusammen* hat sein Wirken jene zeichenhafte Struktur, die seinem Handeln an Israel entspricht. Andererseits zeigt die Aussparung: Jesu Vollmacht ist ganz auf die Zwölf übergegangen. Sie tun, was er tun würde. Sie handeln stellvertretend für ihn. Sie sind also nicht nur der Anfang des endzeitlichen Israel. Sie sind zugleich Gesandte an Christi Statt. Sie haben ein endzeitliches Zeugenamt: Sie machen Jesus und seine Vollmacht gegenwärtig. Für Markus zeichnet sich darin bereits die Zeit nach Ostern ab.

Hat Jesus die Kirche gestiftet?

Kehren wir an dieser Stelle noch einmal zu unserem Ausgangspunkt zurück! Es ging um die Frage, wie Jesus in Israel aufgetreten ist. Wir sahen: Schon seine Gleichnisse eröffnen „Welt“ im Sinne einer neuen Möglichkeit zu leben. Andererseits hat alles Handeln Jesu eine zeichenhafte Dimension. Aber zeichenhaft nicht in dem blassen, ausgedünnten Sinn, wie der heutige Mensch Zeichen versteht, sondern im Sinn wirkmächtigen, neue Wirklichkeit stiftenden Tuns. Jesus setzt in all seinen Machttaten und Zeichenhandlungen – vor allem in der Stiftung neuer Familie und in der Schaffung der Zwölf – den Anfang des endzeitlichen Israel.

Was Jesus tut, richtet sich also nicht *unmittelbar* auf Kirche, sondern auf das endzeitliche Israel. Von „Kirche“ kann erst in dem Augenblick die Rede sein, als sich nach Ostern zeigt, daß der größere Teil Israels nicht zum Glauben kommt. Insofern aber die nachösterliche Ekklesia – wenn auch unvollständig wegen des Fehlens der Synagoge – endzeitliches Israel *ist*, kann und muß man sagen, daß Jesus in seinem gesamten Handeln den Grund für die Kirche gelegt hat. Nicht die Kirche wurde von Jesus gestiftet, als er die Zwölf schuf, sondern das endzeitliche Gottesvolk. Aber in diesem Stiftungsgeschehen ist der Boden für die Kirche bereitet worden. Die Kirche geht auf das Handeln Jesu selbst zurück.

Taufe, Kindertaufe und Katechumenat

Seit Anfang des 3. Jahrhunderts zeichnet sich in den frühkirchlichen Zeugnissen zum ersten Mal deutlich die Einrichtung des Katechumenats ab, und zwar bei Hippolyt, Tertullian und Klemens von Alexandrien. Durch Hippolyt wissen wir, daß der Katechumenat in Rom damals drei Jahre dauerte. Drei Jahre lang lernte der Taufbewerber die christliche Lehre kennen, und drei Jahre lang übte er sich in das

Leben als Christ ein, bevor er zur Taufe zugelassen wurde. Offenbar war die Kirche damals der Meinung, daß eine schnellere Hinführung zum Glauben überhaupt nicht möglich sei.

Weshalb wird in der Urkirche so schnell getauft?

Auf den ersten Blick sieht es so aus, als stehe die Anfangszeit der Kirche zu dieser Praxis in unüberbrückbarem Gegensatz. Denn die Apostelgeschichte, das einzige Buch des Neuen Testaments, das uns konkretes Anschauungsmaterial zur urchristlichen Taufpraxis bietet, scheint gar keinen Katechumenat zu kennen. Man ist befremdet, wenn man sieht, wie schnell in den Erzählungen der Apostelgeschichte getauft wird:

Nach der Pfingstpredigt des Petrus werden noch am selben Tag etwa 3 000 Personen getauft und der Gemeinde „hinzugefügt“ (2,41).

Der Finanzminister der äthiopischen Königin wird von Philippus im Reisewagen belehrt und sofort am ersten Wasserlauf, der sich zeigt, getauft (8,38).

Hananiah betritt in Damaskus das Haus, wo der blind gewordene Saulus sich aufhält, legt ihm die Hände auf, heilt ihn so von seiner Blindheit und tauft ihn unmittelbar nach dieser Handauflegung (9,18).

Der römische Hauptmann Cornelius wird in Cäsarea noch am selben Tag, an dem Petrus ihn auf göttliche Weisung aufsucht, mitsamt seinen Verwandten und Freunden getauft (10,48).

Die Purpurchandlerin Lydia empfängt vor den Toren der Stadt Philippi, nachdem sie die Predigt des Paulus gehört hat, mit ihrem ganzen Haus, das heißt mit ihrer Familie und allen, die in ihrem Haus leben, die Taufe. Anschließend nimmt sie Paulus und seine Mitarbeiter in ihr Haus auf (16,15).

Nicht anders ist es bei dem Gefängniswärter von Philippi nach dem nächtlichen Erdbeben, das Paulus und Silas die Fesseln gelöst hat. Er ist von dem Geschehen so erschüttert, daß er sie fragt:

„Was muß ich tun, um das Heil zu erlangen?“ Sie antworteten: „Glaube an Jesus, den Herrn, und du wirst das Heil erlangen, du und dein Haus.“ Und sie sagten ihm und allen in seinem Haus das Wort Gottes. Da nahm er sie noch in derselben Stunde der Nacht bei sich auf, wusch ihre Striemen und ließ sich auf der Stelle mit all den Seinen taufen. Dann führte er sie in seine Wohnung hinauf, ließ ihnen den Tisch decken und jubelte mit seinem ganzen Haus, weil er zum Glauben an Gott gekommen war (Apg 16,30-34).

Nicht anders ist es schließlich bei den Jüngern in Ephesus, die nur die Johannaufgabe empfangen haben. Auch sie werden unverzüglich auf den Namen Jesu getauft (19,5 f).

Von insgesamt 9 Taufertexten, die es in der Apostelgeschichte gibt, erzählen nicht weniger als 7 von einer sofortigen Taufe. Nur in Apg 8,12 f (Bekehrungen in Samarien) und 18,8 (Bekehrungen in Korinth) bleibt die Zeitfrage offen. Aber das hängt mit der literarischen Struktur der knappen „Notizen“ in 8,12 f und 18,8 zusammen. Als bald gespendete Taufen werden auch dort nicht ausgeschlossen. Gegenprobe: Von einer der Taufe vorangehenden Katechumenatszeit wird bei Lukas nirgendwo berichtet. Bloßer Zufall kann das alles nicht sein. Weshalb wird bei Lukas so schnell getauft?

Man könnte natürlich sagen: Die Taufertexte der Apostelgeschichte spiegeln noch etwas von dem ursprünglichen Charakter der Taufe wider: Sie wurde gespendet vor dem Horizont einer intensiven Naherwartung, war sakramentale Versiegelung angesichts des nahen Weltendes, war Errettung aus dem bevorstehenden Gericht. Weil das Weltgericht vor der Tür stand, mußte sie schnell gespendet werden, so wie auch Johannes der Täufer jeden, der zu ihm über den Jordan gekommen war, sofort nach dem öffentlich abgelegten Sündenbekenntnis getauft hatte.

Doch diese Antwort kann nicht befriedigen. Denn im Geschichtsverständnis des Lukas spielt Naherwartung keine Rolle. Bei ihm öffnen sich der Kirche weite Räume. In Apg 1,8 verheißt der Auferstandene den Aposteln vor seinem endgültigen Scheiden:

Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch herabkommen wird. Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem, in ganz Judäa und Samarien und bis an die Grenzen der Erde. (Apg 1,8)

Wenn sich Raum und Zeit in solcher Weise dehnen, erhebt sich erst recht die Frage: Warum das schnelle Taufen? Eine Antwort ganz anderer Art wäre: Die Sofort-Taufen sind in der Apostelgeschichte literarisches Darstellungsmittel. Lukas erzählt gleichsam im Zeitraffer, damit dem Leser das Geschehen lebendig und bewegt vor Augen steht. Die dramatische Erzählweise im Fall der Taufe würde dann die Macht des Geistes Gottes und die Glaubenskraft der Anfangszeit herausstellen.

Diese Antwort wäre besser, weil sie auf der Ebene der lukanischen Darstellung bleibt. Trotzdem kann auch sie nicht wirklich befriedigen. Es gibt nämlich eine viel einfachere Erklärung: Die Möglichkeit einer sofortigen Taufe beruht in der Apostelgeschichte darauf, daß die Taufbewerber, wie bei Johannes dem Täufer, bereits aus dem Gottesvolk kommen oder doch durch das Gottesvolk entscheidend geprägt sind.

Das Judentum war der Katechumenat der Urkirche

Die 3000 Menschen, die der lukanischen Darstellung zufolge am Pfingsttag in Jerusalem getauft werden, sind keine Heiden, sondern Juden und jüdische Proselyten aus heidnischen Ländern, die fest in Jerusalem wohnen. Es gab damals viele Juden, die mit ihren Familien aus der Diaspora nach Jerusalem gezogen waren, um möglichst nahe am Heiligtum zu leben und zu sterben. Ihre Übersiedlung in die heilige Stadt, die mit großen Opfern verbunden gewesen sein muß, war Zeichen ihres Glaubens an die prophetischen Verheißungen und Ausdruck ihrer Liebe zum „Land“. Sie wollten die endzeitliche Sammlung des zerstreuten Israel zum Zion vorwegnehmen. Meist lebten diese ehemaligen Diasporajuden den Glauben des Gottesvolkes ernsthafter als die Alteingesessenen Jerusalems. Sie hatten ja den Exodus aus ihrer Heimat in das Land der Verheißung vollzogen. Aber wie immer sich Lukas die Hörer der Pfingstpredigt vorgestellt hat – sicher ist, daß es für ihn keine Heiden, sondern Diasporajuden waren.

Der Finanzminister der äthiopischen Königin, den Philippus tauft, muß ein dem Glauben Israels nahestehender „Gottesfürchtiger“ sein. Er hat die weite und gefährliche Reise von Nubien bis nach Jerusalem auf sich genommen, um im Tempel zu Jerusalem den wahren Gott anzubeten. Er liebt die Heilige Schrift. Denn er hat eine Jesaja-Rolle bei sich, in der er auf dem Rückweg im Reisewagen liest.

„Gottesfürchtige“ sind auch der Hauptmann Cornelius und die Purpurhändlerin Lydia. Paulus trifft Lydia am Sabbat mitsamt ihrer Familie am Fluß – dort wo er eine *Proseuche*, eine jüdische Synagoge oder doch wenigstens einen jüdischen Gebetsplatz vermutet. Sie lebt also mit ihrer Familie bewußt im Lichtkreis des Glaubens Israels.

Noch deutlicher ist dies bei Cornelius, der sich nicht nur streng an die jüdischen Gebetszeiten hält, sondern sein Einkommen mit den Armen des Gottesvolkes teilt und um sich einen Kreis von Freunden gesammelt hat, die wie er den Glauben Israels lieben. Er steht bei der jüdischen Gemeinde in Cäsarea in hohem Ansehen.

Bei den Jüngern von Ephesus, die mit der Johannestaufe getauft worden waren, und bei Saulus, der als Pharisäer streng nach der Tora gelebt hatte – „untadelig in der Gerechtigkeit, wie die Tora sie vorschreibt“ (Phil 3,5 f) – ist die Verwurzelung im Judentum sowieso selbstverständlich.

Das Gesamtbild ist eindeutig. Die christlichen Gemeinden der ersten Jahrzehnte partizipieren noch ganz unmittelbar am Heilswissen Israels. Die zur Taufe kommen – seien es nun Juden oder gottesfürchtige Heiden – wissen längst, daß zum Glauben der Herrschaftswchsel von den Göttern zum wahren Gott gehört und die Abkehr von der heidnischen Lebensweise zu einem Leben in Gerechtigkeit. Sie

brauchen nicht erst zu lernen, was die richtige Art zu beten und was Gottesdienst ist. Sie haben jeden Tag in der *Tefillah*, dem jüdischen Grundgebet, um das Kommen des Messias und um die endzeitliche Sammlung Israels gebetet. Sie haben jeden Sabbat in der Synagoge die Tora gehört und die Verheißungen der Propheten. Sie kennen die Geschichte Gottes mit seinem Volk seit Abraham.

Vor allem aber: Sie brauchen nicht erst zu lernen, was *Leben in der Gemeinde* ist. Denn die Lebensform „Gemeinde“ ist ihnen eine Selbstverständlichkeit. Die Gläubigen der kirchlichen Frühzeit hatten durch ihre jüdische Herkunft beziehungsweise durch ihren gottesfürchtigen Anschluß an die Synagoge den Schritt von der heidnischen Gesellschaft in einen gänzlich anderen Lebensraum längst vollzogen.

Was sie noch lernen müssen, ist dies: Daß die Geschichte Israels nun endgültig in das Stadium der Erfüllung getreten ist. Konkret: Sie müssen glauben, daß in dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus der Messias Israels schon gekommen ist, daß die endzeitliche Sammlung des Gottesvolkes und mit ihr die messianische Veränderung der Welt bereits im Gang ist und daß man dem Messias und seinem messianischen Heil in der Schar der Jesusnachfolger begegnet und nirgendwo sonst. Sobald sie das glauben und bekennen, werden sie zur Taufe zugelassen.

Warum also wird bei Lukas so schnell getauft und weshalb gibt es in den Tauf-erzählungen der Apostelgeschichte keinen Katechumenat? Weil die Taufbewerber längst im Katechumenat gelebt haben, viele Jahre lang. Das Judentum war der Katechumenat der Urkirche.

Katechumenat ist Einübung in eine neue Lebensform

Erst als der Kirche der jüdische Wurzelboden verloren zu gehen droht, wird der Katechumenat in der Form einer eigenen Einrichtung notwendig. Es ist nur konsequent, daß die Kirche dann für diese Einrichtung hauptsächlich auf jüdische Tradition und jüdisches Unterscheidungswissen zurückgreift. Das zeigt sehr schön die sogenannte Zwölfapostellehre (*Didache*). Ihre ersten 6 Kapitel sind reine Taufkatechese und bestehen zum größten Teil aus dem Zwei-Wege-Traktat. Dieser aber stammt aus dem Judentum. Mit ihm beginnt die Zwölfapostellehre:

Zwei Wege gibt es – einen zum Leben und einen zum Tod. Der Unterschied zwischen diesen beiden Wegen ist groß. (Did 1,1)

Indem die Kirche den Zwei-Wege-Traktat in ihre Taufvorbereitung aufnimmt, will sie sagen: Zur Taufe gehört es unabdingbar, zwischen den Mächten des Todes und den Mächten des Lebens unterscheiden zu lernen. Wer sich taufen läßt, wählt den Weg zum Leben. Doch der Weg zum Leben verlangt eine neue Art, sein Leben zu

führen. – Man muß sich also davor hüten, den kirchlichen Katechumenat als bloßen *Unterricht* anzusehen. Er war mehr. Er war Einweisung der Taufbewerber in eine neue Lebensform, die sich von der Lebensform der heidnischen Gesellschaft grundlegend unterschied.

Die Taufvorbereitung wurde schon bald in verschiedene Stufen gegliedert, und zu jeder dieser Stufen gehörten entsprechende Sakramentalien. So zum Beispiel der *Exorzismus*, der anzeigte, daß die Übernahme des Glaubens ein Herrschaftswechsel von den Mächten des Heidentums unter die Herrschaft Christi war. Solcher Herrschaftswechsel war nicht einfach Sache des guten Willens. Man mußte sich befreien lassen von den Dämonen der Angst, der Gier und des Egoismus, die in jedem Menschen sitzen.

Die *Salzkörner*, die den Katechumenen in einem eigenen Ritus auf die Zunge gelegt wurden, sollten anzeigen: Das Neue kann nicht nur mit der Vernunft erfaßt werden. Es muß geschmeckt werden, und nur der Geschmack der Wahrheit und Schönheit des Glaubens ermöglicht es, daß die Taufbewerber den neuen Weg in wirklicher Freiheit gehen.

An diesen und anderen Zeichenhandlungen, die den Zeitraum der Taufvorbereitung stufenartig gliederten, wird deutlich: Der Katechumenat ist bereits Eröffnung der Taufe. Er ist, wie Joseph Ratzinger formuliert, „nicht vorgelagerte Belehrung, sondern integrierender Bestandteil des Sakraments selbst. Andererseits ist das Sakrament nicht bloß liturgischer Vollzug, sondern ein Prozeß, ein langer Weg, der alle Kräfte des Menschen“ einfordert. Katechumenat und Taufe bilden in der frühen Kirche also eine organische Einheit. Man kann sie nicht isoliert und unabhängig voneinander betrachten.

Läßt sich die Kindertaufe heute noch rechtfertigen?

Heißt das nun aber nicht, daß wir zu der Erwachsenentaufe der kirchlichen Frühzeit zurückkehren müssen? Tatsächlich taucht der Ruf nach Abschaffung der Kindertaufe immer wieder von neuem auf. Die Kindertaufe wird dann zur Fehlentwicklung erklärt, zum unablässigen Störfaktor für das, was Kirche eigentlich sein sollte. Sie habe den Katechumenat zerstört und mit ihm die bewußte Übernahme des Glaubens und die verantwortete Entscheidung zur Kirche. Eben deshalb sei sie mitschuldig geworden an der gefährlichen Aufschwemmung der Kirche zur „Volkskirche“.

Es lohnt sich, der Frage der Kindertaufe ein wenig genauer nachzugehen – und zwar deshalb, weil an dieser Frage wie in einem Brennpunkt noch einmal deutlich wird, was Kirche ist. Man stößt wohl am schnellsten zum Kern des Problems vor,

wenn man bei dem Einwand heutiger Eltern einsetzt, die sagen, ihr Kind solle einmal selbst entscheiden, ob es Christ werden wolle oder nicht. Bis zu diesem Zeitpunkt solle es ganz frei aufwachsen, ohne Indoktrinationen, ohne sich von anderen beeinflussen zu lassen, sozusagen in einem neutralen Raum.

Das klingt nur scheinbar aufgeklärt. In Wirklichkeit mißachtet diese Position die Realität der Welt und des Menschen. Sie ist nicht nur deshalb falsch, weil es in der Gesellschaft keine „neutralen Räume“ gibt. Sie ist auch eine völlige Verkennung dessen, was menschliche Existenz ist. Kein Kind kann ja gefragt werden, ob es in die Welt kommen will oder nicht, ob es leben will oder nicht. Sein Leben wird ihm vorgegeben.

Bei einem Kind zeigt sich die Vorgabe nicht nur darin, daß ihm die Eltern das Leben schenken, sondern daß sie für ziemlich lange Zeit die Verantwortung für sein Leben zu tragen haben. Wir stoßen hier auf das Phänomen der Stellvertretung, ohne das Leben in menschlicher Gemeinschaft nicht möglich ist. Die Eltern haben Leben gezeugt und sorgen nun stellvertretend, weil das Kind es noch nicht kann, für Nahrung, Kleidung, Wohnung und Erziehung. Das Kind kann über das alles noch nicht entscheiden. Es braucht Stellvertreter.

Und zwar braucht es Stellvertreter, die ihm in allem das Beste geben, was sie haben. Es ist schon deutlich geworden, daß sich das nicht nur auf Nahrung und Kleidung beziehen kann. Ein Kind braucht mehr. Es braucht Liebe und Geborgenheit, Bildung und Erziehung. Es braucht von allem das Beste. Falls nun aber die Eltern gläubige Menschen sind und den Glauben als das Wichtigste und Beste in ihrem Leben ansehen – dürfen sie dann ihrem Kind das Leben im Raum des Glaubens vorenthalten?

Dürfen sie verhindern, daß es schon frühzeitig zwischen gut und böse, wahr und falsch, schön und häßlich, menschlich und unmenschlich und schließlich auch zwischen Welt und Gott zu unterscheiden lernt? Dürfen sie verhindern, daß es nicht nur seine äußeren Sinne schärft, sondern auch jene Sinne, mit denen der Mensch das Wort Gottes aufnimmt und die Werke Gottes schaut? Dürfen sie ihrem Kind die vielgestaltige Welt des Glaubens verschließen, die von den Sakramenten gar nicht zu trennen ist und die Gottes Handeln in der Welt erschließt?

Wie absurd das alles wäre, zeigt das Phänomen der Sprache. Alle Eltern lehren ihre Kinder sprechen. Sprechenlernen ist jedoch mehr, als nur ein Gerüst aus Lauten zu beherrschen. Jede Sprache vermittelt Welt. Auf jeder Stufe des Sprechenlernens wird Welt ergriffen und gedeutet. Die Meinung, man könne ein Kind in einem neutralen Raum aufwachsen lassen, in dem Welt und Dasein noch nicht gedeutet seien, ist eine völlige Verkennung des Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit. Jedes Wort, jeder Satz, jede Form der Rede vermittelt Welt und deu-

tet sie zugleich. Das Kind saugt ständig bereits gedeutete, entweder richtig gedeutete oder verkürzte, entstellte, um ihren Sinn gebrachte Welt in sich hinein – seit seinem ersten Atemzug. Und je verständiger es wird, desto stärker wird es den jeweils herrschenden Leitbildern der Gesellschaft, ihren Maßstäben und Mächten ausgeliefert. Es wäre deshalb geradezu verantwortungslos, wenn gläubige Eltern ihr Kind den Weltdeutungen, die auf es einströmen, hilflos und ohne die Möglichkeit der Unterscheidung überlassen würden, und ihm nicht die umfassendste Deutung von Welt, die es gibt, eröffneten: die Wahrheit Gottes, die in Jesus Christus endgültig in die Welt gekommen ist. Diese Wahrheit aber ist nicht nur in Begriffen zu erfassen. Sie muß geschmeckt werden. Sie muß eingeatmet werden. Sie ist Lebensform.

Die Lebensform des Glaubens ist reines Geschenk

Taufe ist der Eintritt in diese Lebensform. Indem das noch unmündige Kind getauft wird, kommt zum Ausdruck, daß die Lebensform des Glaubens von Menschen nicht herstellbar ist. Glaube kann nicht anerzogen werden. Er kann nur empfangen werden. Er ist immer Vorgabe. Er ist immer Gnade. Deshalb dürfen gläubige Eltern ihrem Kind die Taufe nicht vorenthalten. Sie dürfen sie ihm so wenig vorenthalten wie Nahrung, Kleidung, Spiel, Spielgefährten, Sprache, Erziehung.

Wenn die Eltern wollen, daß ihr Kind die Sprache der Wahrheit Gottes verstehen lernt, brauchen sie selbst Hilfe. Die Familie für sich allein ist noch nicht der Raum, in dem Gott spricht und handelt. Die Eltern und ihre Kinder brauchen den Erfahrungsraum, in dem das Wort Gottes von vielen vernommen und gelebt wird. Dieser Raum ist die Kirche mit ihrer Liturgie, ihren Sakramenten, ihren Versammlungen, ihrer gesammelten und von Generation zu Generation weitergegebenen Erfahrung. Deshalb findet die Taufe auch nach Möglichkeit vor der versammelten Gemeinde statt. Die Gemeinde übernimmt neben den Eltern und Taufpaten die Verantwortung für den Glauben des Kindes. Sie soll ihm viele gläubige Väter und Mütter zur Seite stellen. Sie muß selbst immer wieder umkehren, damit das Kind auch tatsächlich einen Erfahrungsraum des Glaubens *als Vorgabe* finden kann.

Die Eltern können in diesem Erfahrungsraum lernen, daß ihr Kind Geschöpf Gottes ist, von Gott geliebt und deshalb unantastbar. Es ist ihnen anvertraut, aber es ist nicht ihr Eigentum, das sie zur Erhöhung ihres eigenen Lebens mißbrauchen dürfen. Die Eltern haben so wenig wie jeder andere das Recht, über ihr Kind zu verfügen. Sie haben nicht das Recht, es nach ihrem eigenen Bild und nach ihren privaten Wünschen zu formen. Sie haben weder das Recht, es zu ihrem Götzen, noch das Recht, es zu ihrem Werkzeug zu machen. Diese Unantastbarkeit des Kindes, seine Freiheit, die es von Gott her hat, wird gerade im sakramentalen Vollzug der Taufe zum Ausdruck gebracht.

Getauft werden heißt Anteil erhalten an der Geschichte Gottes mit der Welt, und nur wer an dieser Geschichte Anteil hat, kann – Schritt für Schritt – die wahre Freiheit erlernen. Wer seine Kinder in einem vermeintlich „neutralen Raum“ erziehen möchte, wird sie mit Sicherheit einer Vielzahl von Mächten ausliefern und sie schon bald um ihre Freiheit bringen.

Übrigens hat man das auch in Israel nie anders gesehen. Kein gläubiger Jude wäre je auf die Idee gekommen, die eigenen Kinder zuerst einmal in einem neutralen Raum aufzuziehen. Die Beschneidung, das Zeichen des Bundes, wird schon am 8. Tag nach der Geburt vollzogen, und die Einübung in die Tora kann gar nicht früh genug beginnen. In Dtn 6,4-7 heißt es:

Höre Israel! JHWH, unser Gott, JHWH ist einzig. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft! Und diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen. Du sollst sie deine Söhne wiederholen lassen. Du sollst sie vor dich her summen, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, bis du dich schlafen legst und sobald du aufstehst. (Dtn 6,4-7)

Wenig später heißt es:

Fragt dich morgen dein Kind: „Warum achtet ihr auf die Satzungen, die Gesetze und Rechtsvorschriften, auf die der Herr, unser Gott, euch verpflichtet hat?“, dann sollst du deinem Kind antworten: „Wir waren Sklaven des Pharao in Ägypten, und der Herr hat uns mit starker Hand aus Ägypten herausgeführt. Der Herr hat vor unseren Augen gewaltige, schreckliche Zeichen und Wunder an Ägypten, am Pharao und an seinem ganzen Haus getan, uns aber hat er dort herausgeführt, um uns in das Land, das er unseren Vätern mit einem Schwur versprochen hatte, hineinzuführen und es uns zu geben.“ (Dtn 6,20-23)

Die jüdischen Kinder sollen also die Tora und die Rettungsgeschichte, auf der sie beruht, von ihren Eltern immer wieder hören – bis sie ein Stück ihres Lebens geworden ist. In der Kirche darf es nicht anderes sein. Auch sie lebt von eben dieser Rettungsgeschichte, die in Jesus ihre endgültige Erfüllung gefunden hat. Für die einzelne Familie ist diese Geschichte zu groß. Ihr Kind in sie einzubinden, wird nur möglich, wenn die Familie selbst eingebunden ist in die neue Familie der Kirche.

Was die Kirche heute braucht

Die Kirche sieht in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher, wie notwendig die Wiedereinführung des Katechumenats ist. Er hätte die Aufgabe, die Lebensform, in die das Kind hineingewachsen ist, in das volle Licht der gläubigen Vernunft zu stel-

len, damit der junge Erwachsene nun wirklich über die Form seines Lebens frei entscheiden kann. Das Zweite Vatikanische Konzil hat den mehrstufigen Erwachsenen-Katechumenat gefordert (Liturgiekonstitution 64; Missionsdekret 14). Man kann nur wünschen, daß für ihn die richtige Form gefunden wird. Über eines aber müssen sich alle Beteiligten, die nach dieser Form suchen, im klaren sein: Die bloß äußerliche Wiedereinführung eines Erwachsenen-Katechumenats würde nicht genügen. Denn wir haben ja gesehen: Katechumenat ist mehr als bloßer Unterricht. Katechumenat ist Einübung in die Lebensform des Glaubens. Damit zu dieser Form hingeführt werden kann, muß es sie geben.

Was die Kirche vor allem anderen braucht, ist deshalb, daß sie selbst konkrete *Gesellschaft* ist, die den Glauben als vom Neuheidentum unterschiedene Lebensform anschaulich macht. Dort hätte dann auch der Katechumenat wieder eine Basis. Solch konkrete christliche Gesellschaft kann es aber in einer Welt, die längst dabei ist, wieder heidnisch zu werden, nur noch in Form von Gemeinden geben, die selber die neue Welt und den neuen Gesellschaftsentwurf Gottes zum Vorschein bringen. *Solche Gemeinde ist dann schon selbst Katechumenat.* Gibt es sie nicht, helfen auch die besten „Einführungen in den Glauben“ nichts.

Die eigentliche Frage lautet also nicht: Welches Modell von Katechumenat? und sie lautet auch nicht: Kindertaufe oder Erwachsenentaufe? Erst recht lautet sie nicht „Volkskirche“ oder „Entscheidungskirche“? Die eigentliche Frage ist die nach der Existenz lebendiger Gemeinden in der Kirche, von denen man sagen kann: „Komm und sieh!“ (Joh 1,46). Es darf in einer solchen Gemeinde dann immer auch Fernstehende, Außenseiter, Gelegenheitsbesucher, Gäste, Freunde und Nutznießer geben. Die „reine Gemeinde“ hat es nie gegeben, und sie wäre auch ganz unbiblisch. Aber lebendig im Sinn des Evangeliums muß sie sein. Und sie soll so sein, daß man sagen kann: „Komm und sieh!“

Gibt es solche Gemeinden, ist die Kindertaufe kein Problem mehr. Gibt es sie nicht, würde auch die Erwachsenentaufe oder der beste Erwachsenenkatechumenat keinen Schritt weiterführen. Bei Lukas konnte sofort getauft werden. Denn die Taufvorbereitung war damals die lebendige Gemeindeerfahrung auf dem Boden Israels.

Diese beiden hier abgedruckten Vorträge greifen zurück auf ein Buch, das Gerhard Lohfink im Januar 1998 im Herder-Verlag (Freiburg) in Kooperation mit dem Verlag Urfeld (Hagen) veröffentlicht wird. Es trägt den Titel: „Wozu braucht die Welt Israel und die Kirche?“ Das Buch ist die Frucht vieler Jahre intensiver Gemeindeerfahrung und führt anhand zahlreicher Texte des Alten und Neuen Testaments in die Theologie des Volkes Gottes ein.